

WORT DES BISCHOFS

Bischof Dr. Christian Stäblein

5. Tagung der V. Landessynode

9. bis 12. November 2022

Verehrter Präses, hohe Synode, liebe Geschwister,

Paulus denkt vom Ende her. Wie gerne würde ich, würden wir das auch. Und wir können es: Der Lehrtext für heute aus dem 5. Kapitel des Römerbriefes markiert das so schön: Wir wissen, dass Bedrängnis Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung bringt. Das ist für sich schon ein steiler Kettenschluss, den Paulus da bildet. Er wird noch steiler, wenn wir den Satz davor und dahinter dazu nehmen. Wir rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit, die Gott geben wird, setzt Paulus ein. Nicht allein aber das, wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld Bewährung, Bewährung Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden. – Es ist ja die Hoffnung auf die Herrlichkeit. Und also: Paulus denkt vom guten Ende Gottes her, anders lässt sich das nicht verstehen. Denn die Bedrängnisse seiner Zeit – Christenverfolgung, Brand Roms, brutale Hinrichtungen und Folter, die Butscha in der Grausamkeit in nichts nachstehen – sind keinen Deut angenehmer als unsere. Tun wir das also auch: vom Ende her denken? Vom Moment, in dem in der Ukraine wieder Frieden herrscht, kein Diktatfrieden und kein Siegfrieden, sondern ein Frieden in aller Souveränität und Freiheit, ein gerechter Frieden – wäre er nicht gerecht, wäre er kein Frieden. Tun wir das also: vom Ende her denken. Von der Zeit, in der Menschen nicht mehr auf der Flucht sein müssen, sondern ankommen, am Ziel, zu Hause da, wo Gott uns sicher wohnen lässt. Vom Ende her denken, wenn die Schöpfung nicht mehr unter uns ächzen muss, wenn wir begriffen und ins Leben gebracht haben, dass es nicht Schöpfung und Menschen im Gegenüber, sondern nur Geschöpfe und Mitgeschöpfe gibt. Am Ende, wenn der Säugling am Loch der Otter spielt, wenn Kalb und Löwe miteinander grasen und Wolf und Lamm beieinander wohnen. Wir rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit, sagt Paulus. Und der Jude Paulus weiß um diese Verheißungen, die wir Weihnachten zu Gehör bringen. Sie haben jetzt mit Säugling, Otter, Wolf, Lamm Jesaja, Kapitel 11, wieder erkannt, weil sie es aus der Nacht der Nächte gut kennen, diese Verheißung des guten Endes aus der Nacht des guten, neuen Anfangs. Als Gott zur Welt kommt, wieder zur Welt kommt und die Engel Frieden auf Erden rufen. Vom guten Ende her denkt Paulus für uns vor – und das in einer Zeit, seiner Zeit,

die ja voller Apokalyptik ist. Man halte sich das immer mal wieder vor Augen: Die Bibel und gerade auch die neutestamentlichen Teile sind von einer tiefen eschatologischen Grundperspektive durchzogen. Paulus rechnete mit dem verwandelt werden – also mit der Wiederkunft des Herrn – noch in seiner Generation. Naherwartung war nicht ein abstrakter theologischer Topos, der dann mit einem ebenso schönen theologischen Wort „geköntert“ wurde – Parusieverzögerung, also reflektiertes Umgehen damit, dass die Wiederkunft des Menschensohnes sich anscheinend verzögert. Naherwartung war in Paulus Generation ganz real. Da denkt und redet sich ganz anders vom Ende her, da hat das seine eigene Wirkung. Und genau das ist ja auch das Wesen dieser bis heute unserem Glauben eingeschriebenen Erwartung und Naherwartung: dass uns diese immer schon verändert, verwandelt. Das ist die Wirkmacht der Hoffnung: schon jetzt ein anderer sein. Und dabei, das ist nur konsequent, dann letzte und vorletzte Dinge unterscheiden. Die letzten Dinge, das gute Ende bei ihm – bei ihr – wird Gott herbeiführen. Die vorletzten Dinge, die Wege, die aus der Gewissheit dieses guten Endes heraus leben finden, die gehören zu unserem Auftrag dazu.

Liebe Geschwister, mein Einstieg über die Frage von Apokalypse und nahem Ende hat natürlich etwas mit unserer Zeit zu tun. Die ökologische Herausforderung, die Klimakatastrophe, die größte Aufgabe für unsere Generation – wie auch immer Sie das jetzt betiteln wollen – bringt uns mit endzeitlichen Einschätzungen und Wahrnehmungen zusammen, die uns lange fremd waren. Wer in die Geschichte schaut – was ja in der Regel hilfreich ist, wenn man vor eigenen Selbstübertreibungen und hochschraubenden Superlativen bewahrt werden will –, sieht, dass endzeitliche Perspektiven die Menschheit in etlichen Epochen durchströmt haben – sei es am Ende des ersten Jahrtausends, sei es in den Jahren der großen Medienrevolution an der Schwelle der Neuzeit im 16. Jahrhundert. Nun ist es wieder so, dass wir begreifen – begreifen müssen, dass es jene Anstrengung braucht, jene innere und äußere Verwandlung auch, die sich daraus speist, dass wir realisieren, wie schön, wie verheißungsvoll, aber eben auch wie ernst und endgültig dieses Leben in Gottes Schöpfung und in seinem Namen ist. Nicht Angst machen will die Naherwartung im christlichen Sinne, nicht Angst machen ist der Auftrag, nur eben das: aus der Schönheit und Gewissheit der Verheißung den Ernst der Situation annehmen, verwandelt werden, wirklich einen neuen Weg beschreiten.

Die ethischen Richtlinien der Bibel – die Vorstellung christlichen Lebenswandels bei Paulus, seine Aussagen zu Ehe und Ehelosigkeit, die großen Reden Jesu auch mit der Bergpredigt, ihrer Ethik, also die Feindesliebe, die Abkehr vom Schwören – und bitte: vom Verschwören und Verschwörungsunfug verbreiten sowieso –, der Verzicht auf Vergeltung, all das lehrt uns die biblische Forschung, ist durchdrungen von der Erwartung des nahen Endes. Radikale Interimsethik heißt das dann in der Fachsprache der Theologie, also Ethik für das Interim, den Zwischenraum bis zum baldigen Ende. Und weil es nur noch ein Interim ist, deshalb so radikal. Wir haben diese Zusammenhänge nicht immer im Blick, scheint mir, wenn wir uns allzu schnell Worte der Bibel in ethischen Fragen vorhalten, als seien sie zeitlos. Das sind sie gerade nicht und ich bin froh darüber, denn weil sie in die Zeit gesprochen und mit ihr verwoben sind, können wir sie auch neu mit anderen Zeiten, mit unserer Zeit verknüpfen.

Und in dieser, in unserer Zeit erleben wir nun mit der Herausforderung der Schöpfungsbewahrung Menschen, die uns vorführen, was es heißt, sehr radikal vom Ende her zu denken, mit diesem Ende zu rechnen. Und darauf sein persönliches Leben einzustellen. Ich habe mich in den letzten Wochen mehrfach mit Menschen aus der Gruppe scientist rebellion getroffen – sie gehören als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu dem größeren Spektrum jener Aktivistinnen, die wir unter dem Stichwort Letzte Generation kennen und die mit höchst eigenwilligen, ja ziemlich verstörenden Formen für Protest und so auch Aufmerksamkeit sorgen. Mein Anliegen bei diesen Treffen: Reden, Hören, Verstehen.

Was ich also verstanden habe: Es sind Menschen, die reflektiert und engagiert ihr persönliches Glück und auch ihre berufliche Karriere als Menschen in Wissenschaft und Forschung zurück stellen. Weil sie zutiefst davon bewegt sind, dass die letzten Möglichkeiten im Kampf gegen die fortschreitende Klimakatastrophe genutzt werden müssen bzw. die Menschen in Politik und Gesellschaft darauf zu stoßen sind, eben diese letzten Möglichkeiten und Optionen klimapolitischen Handelns jetzt zu nutzen.

Was ich verstanden habe: Es sind Menschen, die zutiefst darunter leiden, dass bisher kaum erkennbare Fortschritte in einem unmittelbaren klimapolitischen Handeln zu erkennen sind. Es sind Menschen, die sich mit dem ständigem Vertagen, mit den leeren Versprechungen und mit dem Verschieben ins Irgendwann nicht abfinden wollen. Es sind, auch das zeigt das Gespräch, demokratisch überzeugte Menschen, denen nichts ferner liegt als Menschen zu gefährden. Weil es ihnen um Rettung geht, gehört die Rettungsgasse immer zu ihrem Tun. Das schreckliche Unglück, das nun passiert ist mit dem Tod der Radfahrerin, muss in jeder Hinsicht aufgearbeitet und soweit wie möglich geklärt werden, das ist auch im Interesse derer, die kein Leben gefährden wollen. Es sind keine Spinner, es sind keine Chaoten, es könnten meine, Ihre Kinder sein. Und sie verstehen nicht, dass sich nichts ändert.

Ich sage das alles nicht, weil ich eins zu eins mit ihnen übereinstimme, ich sage das auch nicht, weil ich ihre Methoden rechtfertigen will. Sie sind klug genug, um zu wissen, dass diese Form des Protests aus ihrer Sicht zwar legitim, aber eben nicht legal ist. Das ist völlig klar. Auch wenn die Bilder keinen Schaden nehmen, die mit Brei oder Suppe traktiert werden, muss der Schaden bezahlt werden – und das Geld fehlt dann da, wo es nötiger gebraucht würde. Also dass wir uns nicht missverstehen. Ich werde die Methoden selbstverständlich nicht rechtfertigen. Aber ich will unterstützen, was das Anliegen dieser Engagierten ist: Dass wir nicht die Methodendebatte vorschieben, um auch dann wieder nichts an der Stelle zu tun, wo gehandelt werden muss. In der Abwehr der immer sichtbarer werdenden Klimakatastrophe. Ich will unterstützen, dass Menschen, die aus der Einsicht in das immer näher rückende und zu erwartende und schon Eintretende an Artensterben, an gerade auch globalen Auswirkungen der Klimawandelfolgen – Überschwemmung in Pakistan in ungeahntem Ausmaß, Dürre und Hunger an Orten, die das bisher nicht kannten – nicht diskreditiert, nicht aus der Gesellschaft ausgegrenzt und am Ende in Protestformen gedrängt werden, die niemand wollen kann. Deswegen habe ich auch vor einem Jahr das Gespräch mit den Hungerstreikenden gesucht, gerade weil diese

Protestform besonders problematisch ist. Wir müssen und wir sollten als Kirche für das Gespräch stehen, für Zuhören, für Verstehen, für Auseinandersetzen. Wir bieten Raum dafür, dass der Austausch dazu auch mit der Politik stattfinden kann. Ich lade ein zu diesem Gespräch und ich bitte die Regierenden, sich diesen Gesprächen zu stellen. Die Demokratie lebt von der Erfahrung, dass die Regierenden im Kontakt mit den Menschen stehen. Die letzte Generation soll bitte, wie jede, auch die erste sein, die Erste dessen, was jetzt dran ist.

Zwei Anmerkungen noch dazu: So zu reden ist schnell auch ungerecht gegenüber all jenen, die schon so viel getan haben, aber das auf leisen, beharrlichen Wegen. Jene, die mühsam Kompromisse suchen – etwa zwischen Denkmalschutz und Schöpfungsbewahrung, etwa in Fragen von Photovoltaikanlagen auf Kirchen- oder Gemeinde- oder Pfarrhausdächern. Ich freue mich, dass es da jetzt zu einer guten Abstimmung und einer gemeinsamen Erklärung mit dem zuständigen Ministerium in Potsdam kommt. Kleine Schritte, mühsame Kompromisse, beharrliches Dranbleiben, reales Verändern – so ist Realität und es ist schnell ungerecht, wenn nur die lauten Protestformen im Fokus sind und der Eindruck entsteht, nur das Laute werde gehört. Deswegen mein Dank an all die – auch in der EKBO –, die im Umweltbüro, in der Ländervertretung, in den Kirchenkreisen, in den Gemeinden seit Jahr und Tag nach solchen steten Schritten der Schöpfungsbewahrung suchen und sie auch realisieren. Man sagt ja immer mal: wir haben kein Erkenntnisproblem in Sachen Klimaschutz, sondern ein Umsetzungsproblem. Ich sage: Stimmt. Aber in der EKBO haben wir viele Menschen, die ohne viele Worte zu machen schon lange umsetzen. Ihnen gilt ein besonderer Dank an so einem Tag.

Und die zweite Anmerkung, daran anknüpfend. Wer am Tauftag Martin Luthers, also heute, einen Tag nach seinem Geburtstag, über Apokalypse und Naherwartung redet, darf das berühmte Apfelbäumchen, das wir dann also pflanzen, nicht übergehen. Will sagen: wir leben aus der Hoffnung, wir wuchern mit unseren Schöpfungsgaben und zeigen die Projekte, die in diese Richtung weisen: Nabu-Kirche in Neu-Temmen, Garten- und Schöpfungskirche zur Landesgartenschau in Beelitz. Dort einfach mal die Kirche ausgeräumt und in ein Pflanzen- und Schöpfungsmeer verwandelt. Unsere Aufgabe ist nicht Angst machen, sondern aus dem Wissen um das gute Ende jetzt pflanzen. Und gerne hoffen, dass das Wort vom Apfelbäumchen von Martin Luther ist – auch wenn man sich da bei Lutherziten nicht so sicher sein darf. Sicher dürfen wir uns aber sein, dass eben am 11. November Martin Luther – womöglich ziemlich genau so um diese Stunde herum – in der St. Petri-Kirche getauft wurde. Mir persönlich gefällt diese Erinnerung besser als das, was man auch am 11.11. um 11.11 Uhr feiern kann, aber nun, ich will nicht das Feierbiest sein. Getauft jedenfalls auf den Namen des Tagesheiligen, eben Martin, also der Mantelteiler. Getauft in der Gewissheit, dass die Taufe der Moment des guten Endes im Leben schlechthin ist: Da wendet Gott die Zeit für uns, da gehen wir durch Sterben ins neue Leben, da sind wir einmal gestorben schon und die Ewigkeit hat schon längst begonnen. Das gute Ende ist uns eingeschrieben mit der Taufe. Und das kriegt niemand mehr raus, welche Bedrängnisse auch kommen. Gut, dass wir so viele Taufinitiativen in unserer Kirche haben, Tauffeste in diesem Sommer, Tauffeste im nächsten Jahr, das ein Jahr der Taufe sein soll. Taufe heißt: Das Ende im Anfang schon denken, wissen, und fühlen und dieses Zutrauen nie mehr verlieren. Wir rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit,

die Gott geben wird. Und nicht allein das, denn weil das so ist, haben wir einen Blick für die Bedrängnisse und dass die Bedrängnisse Geduld, Geduld Bewährung, Bewährung aber Hoffnung bringt. Alles schon da in der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes.

Hohe Synode, liebe Geschwister, wilde Fahrt dieser Bericht, ich weiß. Es braucht Sortierung jetzt, selbstverständlich. Aber ich glaube, wir tun gut, mit diesem globalen, alles überwölbenden Thema zu beginnen. Ökologie ist ja das, worin wir immer schon sind: das gemeinsame Haus, die Welt, die Schöpfung Gottes. So wie wir, wenn wir uns treffen, im Alltag in der Regel als erstes einen Moment über das Wetter reden müssen, weil: sind wir ja alle drin, gibt ja kein Entrinnen, sind wir ausgeliefert, abhängig. Ich bin inzwischen alt genug, um zu wissen, dass Wetterfühligkeit eher zu als abnimmt im Leben, aber es ist natürlich angenehmer, wenn wir sagen: Kontextsensibilität nimmt zu. Jedenfalls: so wie wir im Alltag zuerst über das Wetter reden, so müssen wir als Teil dieser Generation als erstes über das Klima reden, weil wir unsere Abhängigkeit spüren. Unsere Schuld gegenüber der Schöpfung. Und unseren Auftrag.

Bedrängnisse sind noch andere. Und Geduld – oder, ich sage mal, wie es da im Original heißt: hypomonä, das ist das Aushalten, Standhalten, das intensive Bleiben und Ausharren und bei dem bleiben, was ist – das ist ja nur unzulänglich mit Geduld wieder gegeben und das sage ich nicht nur, weil Geduld bekanntlich überhaupt nicht zu meinen Stärken zählt. Also Geduld ist da auch viel. Und Bewährung – griechisches Original: dokimä – Erprobtheit zu deutsch auch, dokimä ist da noch mehr in dieser Kirche. Und also viel Hoffnung – elpis im Griechischen. Und nur, weil man es sich so schön merken kann, haben wir im Studium immer gesagt: Elpis ist eben die Schwester von Elfriede oder Elfriede eben die Schwester von Elpis, der Hoffnung. Das ist natürlich ein Wortkalauer a la Ernst Jandl, aber warum nicht: Calau liegt ja in der schönen Lausitz. Und ich kann mir so gut bewahren, dass Frieden und Hoffnung die großen Geschwister unseres Glaubens sind, gerade in diesen Tagen.

Paulus Kettenschluss – Bedrängnis, Standhalten, Erprobtheit, Hoffnung – soll nun also die Gliederung dieses Berichts markieren, der Sie nun besser folgen können mögen, wenn ich noch einmal einsetze bei:

I BEDRÄNGNISSE. DIE EKBO HART MIT

Seit dem 24. Februar ist die Ukraine als Land einem brutalen, anhaltenden Angriffskrieg Russlands ausgesetzt. Damit ist für uns eine Zeitenwende verbunden, insofern wir alle etwas begriffen haben und begreifen mussten: es gibt auch im 21. Jahrhundert geostrategisch-imperialistisches Kriegshandeln in unserer Nähe, in Europa – mit allen brutalen, entsetzlichen Folgen eines Krieges für die Menschen, die dem ausgesetzt sind. Man kann zurecht sagen: wir hätten das seit 2014, spätestens seit 2014, wissen können. Wer von einer Zeitenwende spricht, spricht deshalb, und ich meine zurecht, über unser Begreifen – denn das wird wohl keiner behaupten, wir hätten es als Kollektiv so kommen sehen. Haben wir nicht. So gilt unsere Solidarität und unser Handeln in vollem Ausmaß den Menschen in der Ukraine, den Kindern zuerst und allen anderen. Dass wir einen langen

Atem brauchen, dass sie einen langen Atem brauchen, das wussten wir von Anfang an. Was das nun für den Winter heißen wird, werden wir täglich durchbuchstabieren. Die friedensethischen Schlussfolgerungen habe ich schon beim letzten Bericht vor der Synode versucht, für uns ins Gespräch zu bringen. Ich will das nicht wiederholen, sondern nur auf wenige Sätze bringen: Gewaltlosigkeit und Gewaltverzicht gehören zum Wesen christlicher Überzeugung. Ebenso gehört das Standhalten und Eindämmen des Bösen zum praktischen Gebrauch der Gebote, die Theologie nennt das den *usus politicus* des guten Gesetzes Gottes. Es dient der Abwehr und Eindämmung des Unrechts und des Unfriedens, in der Welt braucht es hierfür auch den Einsatz von Gewalt, leider. Für sich sagt der Christ, die Christin – für mich will ich das nicht. Für den anderen aber trete ich auch mit dem ein, was ich für mich nicht wollen würde, aber für den anderen und sein Recht gehört das dazu: Das Liefern von Waffen. Wo stünde Europa, wo stünde die Ukraine, wenn es nicht diese große Solidarität gerade in den ersten Wochen nach dem Angriff gegeben hätte. Darauf hatte Putin ja gesetzt, dass es die nicht geben würde. Nun, es bleibt zerreißen, es bleibt unser Auftrag zu debattieren, es bleibt die Aufgabe, die Friedenssehnsucht wach zu halten, als erstes mit Gebeten und dann auch mit dem Handeln, dass aus dem Gebet kommt. Dazu gehört: darum ringen, dass immer auch geredet wird, nicht bloß geschossen, es muss geredet werden, wahrlich um Himmels willen. Dazu gehört auch: die Brücken in die russische Gesellschaft, die gespalten ist, nicht abreißen zu lassen, jene stärken, die sich dort mutig gegen den Krieg auflehnen. Dazu gehört auch: mit den Geflüchteten harren, standhalten, für sie da sein. Die EKBO harrt mit, hält stand, ist da als Kirche mit Geflüchteten. Wir haben den Empfang der Kirchenleitung vor 11 Tagen in der Markusgemeinde in Steglitz gehalten – eine von vielen Gemeinden, die seit dem 24. Februar in tief beeindruckender Weise für die Geflüchteten da ist, gerade auch für die sogenannten vulnerablen Gruppen, für Frauen mit ihren Kindern.

Kleiner Sprung jetzt: vor ein paar Tagen haben wir die Seawatch 5, das nächste Rettungsschiff, das nun bald für United for Rescue, dem großen Bündnis der Hilfe für Geflüchtete, auf dem Mittelmeer sein wird, getauft. Sie merken schon, Taufe ist ein wiederkehrendes Stichwort heute, auch wenn eine Schiffstaufe natürlich etwas anderes ist, gar nichts mit Taufe zu tun hat. Aber den vielen, mir schien vielfach kirchenfernen Menschen, die hier tollen Dienst machen, war das Wort Taufe auch wichtig, weil da irgendwie Segen für eine oft harte Mission drin stecken könnte. Nun, bei dieser „Taufe“ der Seawatch 5 in Hamburg an der Überseebrücke haben die hoch engagierten Lebensschützer und -retter Schiffsführungen gemacht. So konnte ich sehen, dass es hier auch einen Raum gibt, in dem Frauen mit ihren Kindern wenigstens einmal auf der schrecklichen Flucht einen Ort für sich haben, denn in all dem, was ist, sind sie eben eine noch mal mehr bedrängte Gruppe, den verschiedenen patriarchalen Zusammenhängen zwischen Schleppern und patriarchal geprägten, oft sehr gewaltvollen Umfeldern mehrfach ausgesetzt. Wenigstens dieser eine Raum, in dem, wenn Sie darin stehen - wie überhaupt auf diesem Schiff, das zwar groß ist, aber da, wo man dann als kleine Gruppe von 20 über das kurze Deck läuft, im Zweifelsfall bald wieder 500 Gerettete sitzen und gerade mal einen Quadratmeter für sich haben – merken, wie eng und bedrängend das dann ist. Wenn ich das erlebe, denke ich doch: Was weiß ich von Bedrängnis!? Und was für Bedrängnisse hält diese Welt Menschen hin?! Die Schiffe von United for Rescue und das Engagement der EKD gehört, wir

wissen das, zu den hoch umstrittenen kirchenpolitischen Fragen der letzten Jahre, es hat viel Debatte und auch Kritik an dieser Stelle gegeben und natürlich muss man das alles immer wieder diskutieren, das ist berechtigt und wichtig. Zugleich möchte ich festhalten: Es ist zum Glück inzwischen ein großes Bündnis und es ist eines sicher: Dieses Schiff rettet Leben. Ganz konkret. Und zugleich ist es ein Sinnbild: Solange Menschen auf der Flucht im Mittelmeer ertrinken, solange wir hierfür keine europäische Lösung haben, solange sehen wir auch die Werte dieses Europas dort ertrinken. Dieses Schiff rettet Leben, auch wenn es nicht die politischen Fragen löst, hält es sie wach. Und es hält wach: Geflüchtete erster und zweiter Klasse gibt es nicht und darf es nicht geben. Wer die Geflüchteten aus der Ukraine gegen die Geflüchteten aus Syrien, Afghanistan oder Eritrea ausspielt, der redet nicht in unserem Namen. Es war richtig, angesichts der Entwicklungen im März und April, dass die Synode sofort 1,5 Millionen Euro bereitgestellt hat für die Hilfe all jener, die durch den Angriffskrieg Russlands gepeinigt zu uns kommen. Danke dafür. Es war die Summe, die die EKBO schon 2015 für den Aufbau der Flüchtlingskirche bereitgestellt hatte. Es sollte nicht weniger sein. Jetzt ist die Zeit, wo wir auch nach Außen und bei der Verteilung der Gelder festhalten sollten: Bei der Zuweisung der Unterstützung muss jeder Eindruck vermieden werden, es gäbe Geflüchtete erster und zweiter Klasse. Es gibt nur Menschen, die unsere Hilfe brauchen. Sollten hierfür Kriterien geschärft werden müssen in den notwendigen Regelungen, bitte ich, das in diesem Sinne zu tun. Die EKBO hält mit Stand in Bedrängnissen und sie hierarchisiert diese nicht. Dafür steht das Team – von Schwester Apel und Schwester Pagano bis zu Bruder Puppe, der die Seelsorge und das nötige Netzwerk seit einigen Monaten in beeindruckender Weise stärkt und aufbaut. Und wenn ich drei Namen nenne, dann nur, damit alle, die so starke Arbeit leisten, gerade auch die Ehrenamtlichen – gehen Sie ruhig mal bei Markus in Steglitz vorbei, da sind die.

II GEDULD. DIE EKBO HAT ERFAHRUNG IM STANDHALTEN

Die letzten Wochen, man konnte es auch bei der Lektüre der Kirchenzeitung sehen – an dieser Stelle: Dankt eigentlich jemand der Redaktion der Kirchenzeitung, dass sie es mit einem kleinen, starken Team schaffen, jede Woche eine neue Zeitung zu produzieren, auf die ich mich freue und begierig lese, wie sie unsere Kirche in dieser Welt erleben? Das ist schon eine Meisterleistung, nicht wahr?! – also in den letzten Wochen konnte man da auch von etlichen Kirchenjubiläen lesen: Erkner, Genezareth-Kirche, 125 Jahre. Bad Saarow, Sternenkirche, 100 Jahre. Wittenberge, Stadtkirche, 150 Jahre. Auenkirche Wilmersdorf, 125 Jahre. Und wohlbemerkt, ich rede nur über die eine Woche rund um den Reformationstag, nicht über den ganzen Sommer. Wenn Sie dann in die Geschichte dieser Kirchen eintauchen, wird Ihnen schnell bewusst, was standhalten und Erfahrung damit haben heißt. Schon die Bauten dieser Kirchen waren meist vor allem ein programmatischer Schritt gegen die Vereinzelung in der Industrialisierung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Die Kaiserin Auguste-Viktoria, eben wegen der vielen Gründungen kurz Kirchen-Juste im Volksmund genannt, verband mit den Kirchbauten Linderung von sozialer Not und kulturelles Miteinander. Und dann hielten diese Kirchen stand, bauten in ärmeren Zeiten große Orgeln für den Zusammenhalt und das Herz, bauten oft genug auch wieder auf und gossen neue Glocken, wenn die Kriege sie ihnen genommen hatten. Die Menschen in dieser Kirche haben Erfahrung im Standhalten und ihre Erfahrungen mit

dem Wandel. In der Aue, wie die alte Wilmersdorfer Zentralkirche ja gerne genannt wird, liegt da vorne am Altar als Stück der Kontinuität seit der Gründung ein Teppich, den die Kaiserin gestiftet hatte. Wenn man bedenkt, dass in dem Raum fast alles umgestaltet und neu gemacht worden ist in den 125 Jahren, ist das schon ein schönes Stück: der Teppich. Es ist der Lieblingsplatz der Kinder, wenn Kinderkirche ist. Und es ist der Lieblingsplatz der Konfirmandinnen und Konfirmanden, wenn sie ihre Kirchenübernachtung machen. Und also ist es der Zukunftsort in diesem Raum, immer gewesen vermutlich. Denn wer Erfahrung im Standhalten hat, der hat erst Recht Erfahrung im Wandel und im Aufbrechen. Dafür steht dieser Teppich, von dem ich mir vorstelle, das könnte dann wohl doch die Methode der Engel sein, die Gott angewiesen hat, dass sie dich behüten sollen auf allen deinen Wegen, dass dein Fuß nicht an einen Stein stoße. Engelstransport mit Teppich. Fliegen wir in Gedanken also von der Aue rüber zum Herrfurthplatz, Schillerkiez, Projekt Startbahn, Genezarethkirche Neukölln. Hochzeitsfestival mit über 70 Hochzeiten an einem Tag. Und Berlin, die Stadt, die niemals schläft, aber die oft auch wenig merkt in ihrer Rastlosigkeit, hat's gemerkt. Es gibt schon wieder neue Anmeldungen für das nächste Hochzeitsfestival. Natürlich kann man da theologisch viel drüber debattieren. Aber das Menschen, die Fragilität dieses Lebens spürend, ihre Sehnsucht nach Segen mit der Kirche und vor allem: mit dem Evangelium verbinden, das sollten wir wahrnehmen und also unsere Erfahrung im Wandel einbringen. Wer Genezareth-Kirche heißt, weiß eben doch noch, wie übers Wasser laufen geht. In der Kirche, die nun auch in ihrer neuen Einrichtung den Innovationspreis der Stiftung Kirchenbau gewonnen hat, ist übrigens das markant, was schon in der Auenkirche durch die Zeit getragen hat: ein großer, runder Teppich, hier im modernen Rosa-pink. Ein Eyecatcher für Segens- und Engelstransporte.

Erfahrung im Standhalten. Und im Wandeln. Und im Aufbrechen. Das brauchen wir, denn zu dem, was man so eine gewisse Kirchenbedrängnis nennt, gehört ja auch die Wahrnehmung der Veränderung der Organisation. Damit keiner sagt, ich rede mir die Dinge schön: Mitgliederrückgang und Ressourcenrückgang. Von Überalterung war dieser Tage zu lesen. Von schrumpfender Kirche. Keine Frage, wer den statistischen Bericht liest, muss beunruhigt sein. Denn: wir verlieren nicht Zahlen, wir verlieren Menschen. Und das schmerzt. Das ist kein Zustand, an den wir uns gewöhnen wollten.

Es mahnt uns. Es stärkt uns auf dem Weg des Umbaus, des nötigen Umbaus der Organisation. Ich will es benennen:

Im Zeitalter des steten Wachstums der (neuen) Netzwerke, hat die Institutionskritik und Institutionsabwehr an Dynamik noch mal zugenommen. Mitgliedschaftslogiken werden durch Netzwerke, die in ihrem Wesen nach fluide Zugehörigkeiten abbilden, ersetzt. Die gesellschaftliche Kultur macht Mitgliedschaftsformen immer begründungspflichtiger, oder anders: wer sich zur Kirche dazu zählt, muss dem Gefühl nach begründen, warum, nicht wer nicht oder nicht mehr dazu zählt, muss das noch begründen. Das bedeutet zugleich, dass die Mitgliedschaftszahl in ihrer Aussagekraft für die tatsächliche Bindungskraft abnimmt. Zugehörigkeit versteht sich längst an vielen Stellen über andere Orte – der Diakonie, der Kitas, der evangelischen Schulen, der digitalen Netzwerke, der punktuellen Wahrnehmung spiritueller Angebote, der dritten Orte. Gerade die Dritten Orte in ihrer Auf-

bruchs- und Strahlkraft zeigen die Verschiebung von der Institution und der Organisation zum fluiden Netzwerk hin. Wer da immer noch nur auf die institutionell zu erfassenden Mitgliederzahl und ihren Rückgang schaut, wird seines Lebens nicht mehr so recht froh. Dann lässt sich nur noch auf abnehmende Zahlen starren. Das halte ich für die falsche Art standzuhalten. Hören wir auf, so zu zählen und unsere Augen so trüben zu lassen. Es macht unsere Arbeit, es macht die gute Arbeit unserer Gemeinden kaputt, so zu gucken.

Ohne irgendwas klein zu reden in der Mitgliedschaftsentwicklung geht es also darum, endlich tatsächlich in den Umbau einer Organisation einzusteigen, die Mitgliedschaftslogiken und Zugehörigkeiten anders denkt. Die EKBO tut das längst, sie ist eine Kirche voller missionarischer Aufbruchprojekte – wir sollten das weiter verstärken. Dafür brauchen die Dritten Orte Geld, dafür brauchen die Innovationen Personal. Die Personalabteilung des Konsistoriums hat in weiser Voraussicht durchgesetzt, dass wir Geld zurück stellen, um in den guten Jahren, die sind, weil gerade Viele in Studium und Vikariat fertig werden, dass diese in den längst innovativen Kirchenkreisen eben auf solche Stellen kommen, die neben den eingefahrenen Wegen ihre eigene Mission haben. Und es geschieht doch längst. Letztes Mal habe ich nach dem Bericht am Rande gehört, ich würde zu viel loben und danken. Und auch wenn ich seit dem Beeskower Kirchentag vor einigen Wochen für mich das Auto-Kennzeichen MOL – Märkisch Oderland – jetzt nur noch mit mal ordentlich loben übersetze, will ich mich auch darin mahnen lassen und also auch Euch und uns alle: Wir müssen schneller werden im Umbau, wir sollten schneller werden. Die Zahlen sollten unruhig machen, dass wir die Logiken endlich umstellen und den Aufbruch zulassen. Citykirchen nach dem, was das Engagement für die Stadt dort braucht, nicht nach Mitgliedschaftslogik, Spremberger Aufbruch mit dem Pfarr- und Mitarbeitenden-Team mit der gesamten Nachbarschaft stärken in ihrem Kirche in der Welt sein, Evangelische Schule in der Prignitz – in Pritzwalk – stärken und uns am Miteinander mit der Stephanus-Stiftung freuen. Keine Zahlen schön reden, aber auch nicht klein rechnen. Jeder Austritt schmerzt. Endlich fluide Mitgliedschafts- und Zugehörigkeitsoptionen schaffen. Raus aus dem binären Ja oder Nein bei der Zugehörigkeit.

Wir leben nicht von Betriebslogik und sind auch nicht die religiöse Betriebsversammlung des Glaubens e.V., wir sind die Kirche, die ihre Räume hat und öffnet und findet, damit Raum für das ist, worauf es ankommt, woraus wir leben und was eben nicht unser Besitz ist. Beziehung mit Jesus. Beziehung mit dem lebendigen Gott, mit der Ewigen, die das Leben ist, das lebendige Leben selbst. Deshalb kommen Menschen und suchen Menschen bei uns. Weil hier das Leben verheißen wird und zwar das Leben, das sich sogar der Bedrängnisse rühmen kann, weil – Ihr wisst schon: ausharren, erprobt sein, hoffen, Herrlichkeit. Herrlichkeit. Im Auftrag das zu sagen sind wir Kirche. Oder machen lieber dicht.

III ERPROBT SEIN. DIE EKBO HAT ERFAHRUNG IN VIELFALT UND DIALOG

Liebe Geschwister, jetzt kann der Eindruck entstehen, dass Bestehende und das Traditionelle sei nicht mehr gefragt und gewünscht. Die ersten Orte von Kirche, die Gemeinden. Die zweiten Orte von Kirche: Der Dienst in der Schule, im Krankenhaus, im Gefängnis, in

den Beratungsstellen, in der weltweiten Mission. Oh doch. Bewährtes bewahren, bitte. Zweimal war ich in diesem Jahr in Luckau. Einmal, wie jedes Jahr und wie in der Pandemie viel zu lange nicht, im Rahmen der Religionsphilosophischen Schulwoche. Super. Die Schülerinnen und Schüler stellen die Fragen, die bewegen. Lebensanfang. Lebensschutz. Recht auf Abtreibung. Lebensende. Assistierter Suizid. Ja. Nein. Super. Reden vom lebendigen Gott. Die Religionsphilosophische Schulwoche ist ein Markenzeichen in Luckau, samt Presse und interreligiösem Austausch. Dank also an die Lehrerin vor Ort, Schwester Rohde – und Schwester Nowotnick, die diese Jahrzehnte getragen hat und immer da ist. Und dann war ich ein zweites Mal in Luckau zum großen Erntedankfest, der halbe Ort war da und der Ministerpräsident auch. Was für ein Fest – in der notwendigen Transformation der Landwirtschaft. Und Spaß hatten wir auch miteinander, auch das ist erprobt und erlaubt in dieser Kirche. Die ja, das bringt der Umbau der Organisation so mit sich, die ja in der Kooperation mit Partnerinnen und Partnern in Kommune und Stadt wirkt, mehr und mehr in diesen Partnerschaften.

So bin ich froh, dass wir – gemeinsamen mit den ökumenischen Geschwistern und den religiösen Partner in Judentum und Islam – im Netzwerk der Wärme verbunden sind, dass die Sozialsenatorin Katja Kipping ins Leben gerufen und auf den Weg gebracht hat. Unsere Räume der Wärme und der Mitmenschlichkeit und der Hoffnung und des Geistes halten wir offen in diesem Winter, selbstverständlich. Und wir sind überall dabei, wo es darum gehen wird, dass wir nicht die ausgrenzen, die von den Kostenexplosionen auf dem Energie- und Gasmarkt am stärksten betroffen sind. Da gilt es zusammen zu stehen und immer wieder darauf hinzuweisen, was Solidarität heißt. Ebenso wie ich beim Besuch in Schwedt in der Raffinerie begriffen habe, wie flexibel und aufbruchsbereit, ja erfahren, dieses Land und auch die Energiewirtschaft ist. Nur Zeit braucht sie jetzt und die sollten sie bekommen, damit diese Region und dieses Knowhow nicht sterben. Wir gehören zusammen, ich staune jeden Tag noch mal neu über die Vielfalt dieser Region und dieser Kirche.

Netzwerk der Wärme – Netzwerk der Kultur. Mit längerem Anlauf ist es endlich gelungen – Olaf Zimmermann vom Deutschen Kulturrat (und ehemaliger Synodaler) und Bruder Langbein von St. Matthäus sei Dank – einen Kulturbeirat in der EKBO aufzustellen, der vor allem die Vernetzung von Kirche und den verschiedensten Bereiche der Kultur ermöglicht – von Museen über Musik, von Theater über freie Szene, von Denkmalschutz über Bibliotheken über UdK über Architektur bis zur Diakonie. Es ist ja nicht so, dass die Kulturbereiche in der Kirche eine hübsche Orchidee für bessere Zeiten wären. Kultur ist das Wasser, in dem der Fisch Kirche lebt, man kann das gar nicht trennen. Und so sind wir lange sehr vernetzt – und auch hochengagiert in moderner Kunst und Lichtinstallationen und all den schönen Dingen, die man machen kann. Man kann ja viel machen. Und schon der preußische König Friedrich-Wilhelm IV. hatte viel Kunstsinn und hat schöne Kuppeln bauen lassen und mit Kreuz und Schriftzug versehen. Das ist sehr zu begrüßen und auch, dass es nach Wiederaufbau jetzt außen das Stadtschloss und innen das Humboldtforum ist, begrüßen wir sehr. Die Debatten um Identitätspolitik und Kolonialismus und wie wir damit kritisch und im Sinne von Abkehr und Umkehr weg von falschen Herrschaftsansprüchen umgehen, gehören zu uns, sind wir Teil von. Ich bin froh, dass das

Berliner Missionswerk sich kritisch diesen Fragen stellt und es eine Arbeitsgruppe unter der Leitung unserer Akademiedirektorin, Frau Dr. Krippner, gibt, die hier konzeptionell kritisch würdigt und für nötige Neuaufstellungen sorgt.

Zu dem Kreuz und dem Schriftzug an der Stadtschlosskuppel habe ich mich mehrfach geäußert. Ich meine, stets so, dass klar ist: in der Bibel und in den Worten, die da die Kuppel umranden, liegt unsere tiefe Wahrheit, dass es darum geht, dass unsere Knie sich vor dem beugen, der sich für uns am Kreuz hat beugen lassen. Das sind Worte, die jeden Dominanz- und Machtanspruch von Institutionen und politisch Herrschenden, aber auch von geistlich Herrschenden immer schon unterlaufen haben und unterlaufen. Der kritische Impuls aus den guten Worten aus dem Philipperhymnus, die hier zu lesen sind, tut uns allen gut und sollte nicht missverstanden werden als falscher Absolutheitsanspruch in einer pluralen Welt. Die Worte meinen ja anderes. Sie sind deshalb auch gar kein Gegenüber zu Menschenrechtsworten, mit denen sie, so heißt es, zeitweise überblendet werden sollen. Ich sage mal: Kann man machen, halte man aber bitte nicht für einen Gegensatz. Die biblischen Worte sind gut, der Anspruch des preußischen Gottesgnadentums natürlich sehr kritisch zu debattieren, auch an den Sätzen dort entlang, wir sind die ersten, die dabei sind. Was ich nicht verstehe: Dass man nicht mal das Gespräch mit uns offiziell sucht, wenn man anfängt, an prominentester Stelle Bibelworte zu überblenden. Ich sage: lasst uns etwas Kluges zusammen machen. Einen Kulturkampf, der so tut, als hätte man es heute mit Vertreterinnen und Vertretern der Religion zu tun, die man vor allem in die Schranken weisen muss, finde ich irritierend und abwegig. Und einen Staat, der meint, alles Religiöse gehöre heraus aus dem öffentlichen Raum, selbst wenn es historisches Zeugnis ist, würde ich vor Selbstüberhebung warnen. Dann stünden und stehen die Worte von der Demut an der Kuppel womöglich doch ziemlich richtig für uns alle. Aber nun: lasst uns reden. Netzwerke knüpfen und Partnerschaften leben, darin sind wir doch erprobt, gerade da, wo es nicht immer einfach ist.

Ich bin dem Oberbürgermeister der Stadt Potsdam, Mike Schubert, deshalb sehr dankbar, dass er an der Kooperation Potsdams am Ort des Garnisonkirchenturms festhält und an einem Ort der Demokratie – in Form der Überlegungen zu einem Plenarsaal – weiter mit uns nachdenkt, gerade hier. Es geht um ein Friedens- und Versöhnungszentrum, um Friedensbildung und –gespräch, um einen Ort kritischer Diskussion und Einrede in die Gegenwart im Namen jenes Gottes, der will, was am Sockel dieses Turmes neu stehen wird: Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens. Dass Dr. Ellen Ueberschär sich dafür hat gewinnen lassen, in diesem Sinne und mit ihrem Gesicht und ihrer Biographie dafür mit einzustehen, dafür danke ich als Teil der neuen Doppelspitze im Kuratorium sehr, dafür danken wir ihr als EKBO.

Ein letzter, aber sehr wichtiger Punkt zum Stichwort Partnerschaft: Wir haben als EKBO durch die Gossner-Mission einen langen, intensiven Austausch in der Partnerschaft mit der Gossner-Kirche in Indien. Bei ihrem Besuch vor 10 Tagen ist eine Delegation unter der Leitung von Direktor Christian Reiser aus Indien ausgewiesen worden, Vorwurf: Verletzung der Visa-Normen, missionarische Aktivitäten. Unter vorgehaltener Waffe ist die Delegation festgesetzt und nach 24 Stunden zum Flugzeug eskortiert worden. Der

indische Mitarbeiter der Gossner-Mission und ein Pfarrer der Gossner-Kirche in Chotanagpur und Assam sind noch in Haft, Vorwurf: Konspiration gegen den Staat, Zerstörung des gesellschaftlichen Friedens. Das ist sehr bedrückend, unsere Gedanken sind als erstes bei den beiden. Wir beten für sie – und tun auf den diplomatischen Kanälen alles, damit sie schnell frei kommen. Das ist unsere Forderung – und ebenso, dass die Partnerschaft mit all ihren sozialen Hilfen und Möglichkeiten ungehindert fortgesetzt werden kann. Sie besteht seit über 100 Jahren. Der Protest beim Auswärtigen Amt gegen das Vorgehen der indischen Behörden ist hinterlegt. Wir werden hier nicht nachlassen – im Namen und für die Menschen, mit denen wir verbunden sind. Wir sind froh dass Sie hier sind, Bruder Reiser. Wir werden alles tun, damit Sie die bewährte Partnerschaft bald wieder in Besuchen leben können. Danke für Ihren Mut und Einsatz im Namen Jesu Christi.

IV HOFFNUNG

Wir rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit, die Gott geben wird, heißt es vor dem Lehrtext für den heutigen Tag. Unmittelbar davor wird auch der Grund der Hoffnung benannt, Römer 5, gleich im ersten Vers: Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus. Man braucht nicht viel Grammatikverständnis, um sofort zu verstehen: Das haben wir nicht selber gemacht, das hat Gott gemacht. Durch ihn, sagt Paulus, haben wir auch den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit, die er geben wird. Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt – intensives Bleiben, beistehen -, Geduld aber Bewährung – erprobt sein -, Bewährung aber Hoffnung – Elpis und Elfriede. Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden. Denn, so Paulus weiter, die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist. Hoffnung. Wenn Sie meinen, jetzt müsste der Bericht eigentlich beginnen – und womöglich haben Sie davor auch Sorge – kann ich Sie beruhigen. So ist das mit dem Kettenschluss. Die Hoffnung ist ja längst laut geworden, ist ja da drin, ist ja verwoben mit Bedrängnis und Beistehen und Standhalten, genau darin liegt ja die Hoffnung, dass er das für uns getan hat und wir ihm also darin nachfolgen. So lässt uns vom Ende her denken, weil es gut sein wird. In allem Schweren gilt das schon längst. Habt Ihr nicht die Kinder gesehen, die im Gemeindehaus in der Markuskirche in Steglitz herumturnen? Die Kinder aus der Ukraine. Schaut Sie euch an. Durch Ihre Augen schaut Jesus uns an. Am 11.11. träumt Ihr davon, wie Martin einst. Gott wird es wahr machen, das gute Ende.

Vielen Dank!

Ihr Bischof Dr. Christian Stäblein



www.ekbo.de